

IX.

Hinweis auf einige Veröffentlichungen zur Schlesiſchen Kirchengeschichte.

1. Zur Lebensgeschichte Bartel Steins. Der große Gelehrte, Joseph Scaliger, hat den Ausspruch getan, die Geschichtswissenschaft habe zwei Augen: die Chronologie und die historische Geographie. Das gilt auch für die Kirchengeschichte, woraus der hohe Wert erhellt, den die treffliche *Descriptio totius Silesie et civitatis regie Vratislaviensis* für die schlesiſche Reformationsgeschichte hat, welche wir Bartel Stein verdanken, der als Kollege Martin Luthers 1509 zu Wittenberg die erste nachweisbare Universitätsvorlesung über Geographie gehalten hat. Sein Lebensgang liegt jetzt deutlicher vor uns als in der Musterausgabe jener „Beschreibung“ von Herm. Markgraf Ser. rer. Siles. VII (1902). Aus der H. R 465 der Breslauer Stadtbibliothek geht hervor, daß Stein im Jahre 1504 Rektor der Breslauer Domschule war, welche Stellung er 1501 angetreten und bis 1505 bekleidet zu haben scheint. Schon damals muß er die Beschreibung Schlesiens verfaßt haben. Denn er behandelt Brieg, Ohlau, Strehlen, Nimptsch als Teile des Liegnitzer Fürstentums unter demselben Regenten wie Goldberg, Haynau und die Residenz Liegnitz. Das trifft für das Jahr 1512 nicht zu, weil damals das Brieger „Oberland“ unter Herzog Georg I. stand. Darnach ist die bisherige Annahme, beide *Descriptiones* seien 1512 kurz nacheinander entstanden, unrichtig. Die Beschreibung Breslaus, die größere Reise zeigt, ist erst acht Jahre später verfaßt als die Schlesiens, trotz des überleitenden Satzes pag. 28 *Haec habui que de Silesia summam referrem: una superest urbs Vratislavia, quam seorsum reliqua voluminis parte memorandum reservavi, quam nunc demum ingrediamur.* Aus dem Breslauer Staatsarchiv Rep. 135 C 224 f. (Johanniterrepertorium) erfahren wir weiter, daß Stein Mitglied des Johanniterordens wurde, die Priesterweihe erhielt und 1516—1521 Pfarrer im Kommendendorf Thauer (knapp

2 Meilen südlich von Breslau) war. 1521 resignierte er auf die Pfarre. Am 8. Oktober lebte er noch, als sein Nachfolger präsentiert wurde. Er ist frühestens Ende dieses Jahres, wahrscheinlich 1522, gestorben. Wie dieser welt-offene, religiös warm interessierte, beredte, sachlich gerichtete Humanist sich zur Reformation gestellt hat, weiß man bis jetzt nicht. Nur das steht fest: nicht Männer der alten Kirche, sondern der erneuerten, wie Heß und Johannes Ditterich, nutzten und bewahrten seine Schriften, wie sie seine persönlichen Freunde waren. (vgl. Nieländer Zeitschr. des Vereins für schles. Geschichte 54, 109—112; Joseph Brier in den Schlesiſchen Geſchichtsblättern 1922, Nr. 2/3, Seite 23 bis 29; Adolf Schaub in der Unterhaltungsbeilage zur Schles. Zeitung, Mittwoch, den 3. Juni 1925, Nr. 254 A 154).

2. Die volkstümliche Verehrung der Heiligen im Schlesiſchen Mittelalter und ihre Nachwirkung.

Nachdem Joseph Klapper in der Sonntagsbeilage zur Schlesiſchen Volkszeitung 1921 Nr. 16 einen Aufsatz über die Volksfrömmigkeit in Schlesien am Ausgang des Mittelalters veröffentlicht hatte, ist in den Mitteilungen der schlesiſchen Gesellschaft für Volkskunde XXIII (1922) eine Abhandlung von Paul Knötel erschienen über „Die volkstümlichen Heiligengestalten in der schlesiſchen Kunst.“ Seit Johann Heß seine Silesia magna schrieb, gehörte es zur Eigentümlichkeit des schlesiſchen Protestantismus, bodenständig zu sein und keinen radikalen Bruch mit der landſchaftlichen religiösen Vergangenheit herbeizuführen. Noch in der fridericianischen Zeit bekam das evangelische Bethaus in dem Dorfe Jakobskirch, Kreis Glogau, ein Altarbild, auf dem die Gestalt Jakobus des Älteren nicht fehlt, mit Muschelhut und Wanderstab, wie man sie im Mittelalter darstellte, als man Sühnewallfahrten nach St. Jago di Compostella unternahm. Als 1625 in der evangelischen Pfarrkirche zu Lüben der Schnitzaltar erneuert wurde, übernahm dies die dortige Weberinnung und ließ den Schutzpatron ihrer Kunst, St. Severus, anbringen. Der Patron der Goldschmiede, St. Eligius von Noyon, erscheint auch nach der Reformation auf den Innungssiegeln. St. Christophorus trägt die 1605 errichtete Kanzel der Schloßkirche zu Dels, und seine Figur wurde auf dem Epitaph des 1576 gestorbenen Pfarrers Christoph Poppius an St. Elisabeth in Breslau angebracht. Solche Beispiele ließen

sich leicht vermehren; aber man wird aus dem evangelischen Schlesien keinen einzigen Fall anführen können, daß Heilige, die nach der Reformation kanonisiert wurden, wenn auch nur in künstlerischer Symbolisierung ihrer Legenden, kirchlich verwendet worden wären, mochten sie bei benachbarten deutschschlesischen Katholiken auch noch so volkstümlich sein. Es ist beachtenswert, daß schon im Mittelalter der Schlesier pietätvoll die Verehrung der älteren Heiligen volkstümlich ausbaut, hingegen den neueren gegenüber sich spröde verhält. Am auffallendsten ist das bei den 14 Nothelfern. Für Schlesien hätte Luther seine gedankentiefe *Tesseradecas consolatoria* nicht zu schreiben brauchen. Jener Kultus hat sich erst im fünfzehnten Jahrhundert vom Frankenlande her ausgebreitet und fand in Schlesien keine Ausnahme, abgesehen von vereinzelt Fällen, die sich aus dem Einfluß der Nürnberger Kunstschule erklären (Nothelferdenkmal in der Reitzer Jakobskirche von dem Bruder Albrecht Dürers, der als polnischer Hofmaler gestorben ist). Sogar bei den Heiligen der Bettelorden zeigt sich derselbe Zug, sie bleiben fast ganz auf die Klosterkirchen beschränkt. St. Dominicus wurde nie zum Kirchenpatron gewählt, St. Franciscus nur einmal; Antonius von Padua, der Minorit mit dem Jesuskind, im Neukatholizismus überall vertreten, fehlt im schlesischen Mittelalter fast ganz. Auch St. Elisabeth kommt weit seltener vor als man erwarten sollte, sie hatte nur drei Kirchenpatronate. Nur bei St. Hedwig tritt der Fall ein, daß eine spätere Kanonisation (1267) die höchste Popularität erlangt. Während Petrus allein (was zu denken gibt) nur 16 Mal als Kirchenpatron vorkommt, Andreas 28 Mal, Jakobus d. A. 38 Mal, Petrus und Johannes zusammen in 68 Fällen erscheinen, wurde St. Hedwig die Patronin von 72 Kirchen. Auf die Typen ihrer bildlichen Darstellungen gehen wir hier nicht ein. Diese deutsche Breslauer Herzogin, als Schlesiens Fürsorgerin, ist die einzige Ausnahme von dem schlesischen Konservativismus in der Heiligenverehrung. — Ein zweites Charakteristikum bildet der Nationalismus. St. Adalbert, der tschechische Bischofshelige, und St. Stanislaus, der polnische, kommen im Bereich des Breslauer Bistums auffallend selten vor. In Oberschlesien gehörten die Dekanate Pleß und Beuthen zur Diözese Arafau. St. Stanislaus hatte in ganz Schlesien 19 Patronate, 11 davon finden sich in den genannten Gebieten. St. Adalbert hatte nur 7 Patronate, keine einzige Figur

des Mittelalters von ihm ist in Schlesien nachzuweisen. Das deutsche Empfinden bei der volkstümlichen schlesischen Frömmigkeit ist wichtig für die Beurteilung der Vorgänge vor der Reformation und für den Siegeszug der Lehre Luthers. Die sonst verdienstvolle Arbeit des Breslauer Professors Dr. Richard Koebner über Peter Eschenloer verkennt die Macht des Nationalismus, welche der aus Nürnberg stammende Stadtschreiber nicht eingetragen, sondern richtig dargestellt hat. — Eine dritte Eigentümlichkeit der mittelalterlichen Heiligenverehrung in Schlesien ist jene starke Familienhaftigkeit und volkstümliche Sippen-genossenschaft, die in der Religion das wirksamste Mittel dauerhaften Zusammenhaltens findet. Die halbinselartige Gestalt der Landschaft hat dies Moment begünstigt, das in der Stammeseigentümlichkeit wurzelt. Später ist die Widerstandskraft des schlesischen Protestantismus dadurch gestärkt worden. Seit etwa 1350 tritt der aristokratisch-klerikalen Auffassung der Heiligen eine bürgerliche an die Seite. Sie kommt vorzüglich bei der Jungfrau Maria zur Geltung, die mit 280 Patronaten der h. Hedwig fast um das Vierfache voransteht. Das Glogauer Stadtwappen von 1336 zeigt noch den älteren Typus der sitzenden Himmelskönigin; dann erscheint sie volkstümlicher als stehend mit herabwallendem Haar, in den Armen das stets unbekleidete Jesuskind haltend, auf dem Haupt die Krone der Jungfräulichkeit. Im fünfzehnten Jahrhundert wird Maria zum Bürgermädchen mit Krone und Szepter. Der Schmuck der Bürger- und Bauernkirchen wird überhaupt realistisch. Die Heiligen erscheinen als Handelsherren und Handwerker der damaligen Gegenwart. Aus der uralten Legende des Protevangelium Jacobi erwächst der Annenkult, die gemüthvolle Verherrlichung des besonders dem deutschen vertraulichen Großmuttertums, zugleich auch der Hochwertung des Ehestandes innerhalb der schlesischen Laienfrömmigkeit des Mittelalters. Dieser Gedanke kommt besonders in der „heiligen Selbdritt“ zum Ausdruck, welche in Schlesien meistens im Hintergrunde die drei Ehegatten St. Annas und Joseph zeigt. Am merkwürdigsten erscheint mir bei der „Anna Selbdritt“ der Umstand, daß zwei Schwestern der Maria mit ihren Kindern dazu gehören, nämlich Maria Kleophas und Salome; erstere mit 4 Kindern, darunter Jakobus d. J., letztere mit zweien, nämlich Johannes dem Evangelisten und Jakobus dem Älteren. Da haben wir also dieselbe Auffassung vor uns, die neuer-

dings Theodor Zahn in einer scharfsinnig begründeten Hypothese vertritt: der Evangelist Johannes als leiblichen Vetter Jesu Christi. Noch stärker als in der hl. Selbdrift kam die religiös-symbolisch ausgedrückte Idee des gottgewollten Familienzusammenhangs in „der großen Sippe“ zum Ausdruck, welche die Verwandten Jesu und der Maria in der Gesamtzahl von 22 Personen darstellt. Dies Sippenbild stellt treuherzig in Bildern der Leute jener Tage die Verwandtenliebe im schlesischen kinderreichen Bürgertum des scheidenden Mittelalters dar. — Darstellungen der Geburt Mariä versetzen uns in das enge Innere einer deutschbürgerlichen Wochenstube. Mariä Tod wurde meist nur dadurch dargestellt, daß sie eine Sterbekerze in der Hand hält. Aber oft auch so, daß ihr Körper auf dem Lager zusammensinkt, weil man damals das Abscheiden zu erleichtern meinte, wenn das Kopfkissen weggezogen wurde. Zuweilen aber wird Mariä Himmelfahrt durch einen Hostenregen angedeutet: „do sahen sy all in das grab und sahen niht darin, denn clares himmelbrot.“

3. Die Mariä = Himmelfahrt = Kapelle in der Breslauer Bernhardikirche. In der Schlesiſchen Zeitung vom Sonntag, den 2. August 1925, Nr. 359, 3. Bogen A 214 bietet D. Georg Hoffmann das Ergebnis seiner Nachforschungen über den Altarschrein der Capistran-Kapelle. Diese war am 25. September 1465 durch Vermittelung des Rats Herrn Valentin Hannold gestiftet auf dem Platze, wo zwölf Jahre früher der große Volksprediger krank gelegen hatte. Damals stand Aeneas Silvius Piccolomini dessen Wundertätigkeit ebenso zweifelnd gegenüber wie die Löwenberger Franziskaner, und vergeblich bemühten sich 1462 die Breslauer um seine Heiligsprechung bei diesem Humanistenpapst, dem der extreme Demagoge unwillkommen erschien. 1465 wehte von Rom her, wo jetzt Paul II. auf dem Stuhl Petri saß, ein anderer Wind, und bis zum Breslauer Unglücksjahr 1467 dauerte noch die Einigkeit zwischen der vorsichtigen Ratsregierung und der für Capistrano begeisterten Bürgerſchaft an. Der Rat steigerte durch die Stiftung der Kapelle seine Popularität. Bis 1592 hieß sie „Ratskapelle“, dann aber „Mariä-Himmelfahrts-Kapelle“ nach der in Holz geschnitzten Darstellung des damals aus der wegen Bauſälligkeit abgebrochenen S. G.-Kirche dorthin überführten Altarschreins. Aber der Gegenstand dieser Darstellung spätgotischer, von

polnischem Einfluß freien Holzplastik ist nicht Maria Himmelfahrt. Vielmehr wird die Ausgießung des heiligen Geistes hier dargestellt. Es war der Heilige-Geist-Altar, angemessen für die H. Geist-Kirche, die Pfarrkirche der Neustadt. Die Auffassung fußt auf Apostelgeschichte 1, 14 und 2, 1. An ersterer Schriftstelle erscheint Maria (zum letzten Mal im N. T. genannt) inmitten der Apostel, und man schloß daraus, daß sie zu den „allen“ gehörte, die am Pfingsttage einmütig versammelt waren. Maria bildet nun auf dem Altarschrein den Mittelpunkt, die sitzend ein aufgeschlagenes Buch (das biblische Verheißungswort der Geistesausgießung) auf ihren Knien hält. Zu ihren beiden Seiten stehen je sechs Apostel. Alle Figuren sind ohne Nimbus. Das epigonenhafte Kunstwerk ist spätestens am Anfang des 16. Jahrhunderts entstanden (vergl. auch den Auszug aus Wilhelm Meyers philosophischer Doktor-Dissertation „Breslauer Holzplastik der Spätgotik im ausgehenden 15. Jahrhundert“).

4. Die Reformationsgeschichte von Brieg glaubte man durch die verdienstvollen Forschungen des dortigen Pastors prim. Lorenz, der die durch bekannte Fälschungen entstellte Überlieferung kritisch gesichtet hatte, genügend zu übersehen. Es ergab sich etwa folgendes Bild: am 10. März 1524 beginnt ein Franziskaner evangelisch zu predigen, am 17. Juli ebenso Johannes von Troppau in der Nicolaikirche, am 21. September sogar im Dom der Dechant Ditterich. 1534 wurde Brieg evangelisch (vgl. Heinr. Schönborn, Gesch. von Brieg 1907, S. 112). Aber in den letzten Jahren haben Professor Felix Nieländer und Professor Dr. jur. h. c. Adolf Schaubé in Brieg die Zustände und Vorgänge aufgehellert. Johannes Ditterich (Dietrich), ein bis dahin wenig genannter Mann, steht jetzt als eine der führenden Persönlichkeiten vor uns, dem mit ihm befreundeten, zehn Jahre jüngeren Johann Heß zur Seite. Für die Leser des Correspondenzblattes würde es reizvoll sein, den eingehenden Forschungen und scharfsinnigen Kombinationen zu folgen, wodurch schrittweise die neue Erkenntnis erreicht ist; doch begnügen wir uns hier mit den Resultaten. Sie stellen sich etwa folgendermaßen dar: Am die Jahreswende 1519/1520 trat Johannes Ditterich in seiner Vaterstadt Brieg als Dechant an die Spitze des dortigen Domkapitels und erlangte damit eine Stellung, der die vom Breslauer Episkopat zugestandenen bischöflichen Abzeichen entsprachen, wie überhaupt in Brieg, die

Kleidung der Kanoniker und Vikare, das Patronat Johannes des Täufers, die Gottesdienstordnung, den Breslauer gleich waren. Ditterichs hohes Amt führte ihn in den Kreis seiner in Brieg alteingesessenen Familie zurück, die seit 1435 in einflußreichen amtlichen Stellungen nachweisbar ist. Wie sein wenig älterer Heimatgenosse Bartel Steinhing er an seiner Vaterstadt, der er auch eine milde Stiftung vermacht hat. Der etwa vierzigjährige Mann brachte zwei Haupterfordernisse der neuen Zeit mit: er war des Wissens und des Wortes mächtig. Er hatte in Krakau, Frankfurt a. O. und Leipzig studiert, wo er 1513 M. wurde (nach der Krakauer Zeit war er mehrere Jahre Rektor der Glogauer Domschule). Dann aber diente er als Prediger den deutschen Gemeinden in Posen und seit 1517 in Thorn. Die epochemachende Bedeutung von Luthers Thesen erkannte er sofort. Die editio princeps, den Plakatdruck, brachte er nach Brieg mit, wo er sich noch heute in der Gymnasialbibliothek, der Erbin der Dombücherei, findet, das einzige Exemplar in Schlesien. Den Begleitbrief Luthers an Erzbischof Albrecht von Mainz schrieb er ab. Die lateinischen lutherischen Flugschriften samt den Gegenschriften, bis 1523, befinden sich in Sammelbänden sorgfältig zusammengebunden in seiner noch erhaltenen Bibliothek. Manche Stücke enthalten Spuren, daß sein Freund und Genosse am Domkapitel Johann Heß sie gelesen und mit Anmerkungen versehen hat. Ditterichs eigene Randbemerkungen zeigen, wie eifrig er Luthers Psalmenauslegung, Galater-Kommentar und vor allem die Bibelübersetzung studiert hat, sowie auch Melanchthons Exegete der Briefe an die Römer und die Korinther. Zweifellos hat der in deutscher Predigt geübte Mann als Brieger Schloßprediger auf der Kanzel des Hedwigsstiftes seine allmählig ausbreitende evangelische Erkenntnis den Zuhörern nicht vorenthalten. Dem Herzog Georg I. wird das gleichgiltig gewesen sein (seinem Beinamen „der Schlemmer“ entsprechend); seine Gemahlin Anna von Pommern aber war religiös interessiert, und ihr Bruder hatte 1519 Luther zur Leipziger Disputation begleitet, als Rektor der Wittenberger Universität. Früher eifrige Papistin, hat sie später auf ihrem Witwensitz Lüben Jahrzehnte lang das Schwendfeldertum begünstigt. Schwendfeld selbst war bis 1518 am Brieger Hof gewesen und hatte dort seine Hinwendung zu Luther vollzogen. Als Georg I. gestorben war, kam Ende August der neue Landesherr Friedrich II. von Biegung zu

Beerdigung. Mit Recht nimmt Schaube an, daß er mit seinem Schloßprediger Johannes Ditterich die kirchliche Lage eingehend besprochen haben wird, und daß er auch später zu den verschiedenen Gelehrten und gewissenhaften Leuten gehörte, bei denen sich der Herzog nach seiner eigenen Erklärung Rat geholt hat, werden wir Nieländer gern glauben. In welchem Sinne aber hat Ditterich ihn beraten? Ich knüpfe daran die andere Frage: Wie kam es, daß schon am 8. Juni 1522 der von Heß empfohlene Fabian Eckel in Siegnitz mit der evangelischen Predigt begann, während „von Brieg damals noch alles still ist“? Ich möchte die Vermutung wagen, daß gerade Ditterich es war, der Wasser in den Schwendfeld'schen Wein goß, daß er dem stürmischen Vorwärtsdrängen des Dsiger Edelmanns kühler gegenüberstand, als damals noch sein zehn Jahre jüngerer Freund Heß, daß er den Herzog veranlaßte, in Brieg behutsamer vorzugehen als in Siegnitz. Wie dem auch sei: er stellte sich seiner Vaterstadt und seinem Fürsten sofort zur Verfügung, als es sich nach Wunsch und Willen seiner Mitbürger um die Durchführung des hochwichtigen herzoglichen Mandates vom 24. Juni 1524 handelte. (Die Feststellung dieses Datums ist Nieländer zu verdanken.) Hier wurde nicht bloß erlaubt, sondern befohlen, das Evangelium nicht anders als nach der heiligen Schrift ohne allen menschlichen Zusatz zu predigen. Wolfgang Heinrich, Johanniterkornthur und Pfarrer an St. Nicolai, vermochte zwar den deutschen Meßgesang einzuführen, doch zur Wortverkündigung fehlte ihm die theologische Vorbildung. Trotz des Mandates blieb es fast einen Monat lang stumm auf der Kanzel der Brieger Stadtkirche. Das Kirchweihfest am Sonntag nach Margarete nahte. Das Volk verlangte, daß endlich auch bei ihnen der neue Anfang gemacht werde. Da holte man den Franziskaner Franz Helwig aus dem Brieger Minoritenkloster herbei. (1526 wurde er der erste evangelische Pastor in Mollwitz.) So hat die Heilspredigt am 17. Juli 1524 zuerst ihren Einzug in die Stadtpfarrkirche gehalten. Aber damit waren längst nicht alle Schwierigkeiten gehoben, eine eigene Predigerstelle zu gründen, zu dotieren, den geeigneten Mann dafür zu gewinnen. Das brauchte Zeit, schon wegen der vielen Instanzen, die in Frage kamen. Da erbot sich der Domdechant Johannes Ditterich, das religiöse Verlangen der Stadtgemeinde zu erfüllen, indem er für das letzte Vierteljahr 1524 die Wortverkündigung an der Stadtpfarrkirche übernahm, bis dann

zu Neujahr Johannes von Troppau in die neu gegründete Stelle eintrat. Unbestreitbar haben die Worte des gleichzeitigen Stadtschreibers und Notars Valentin Wahl diesen Sinn, wenn er im Stadtbuch der Nachricht von der Berufung des Troppauers hinzufügt: „wiewol der Herr Techant szider (= seit) dem quartale crucis (d. h. für 1524: seit dem 21. September) vorgangen an der stadt (abgekürzt für: an der Stadtkirche) gepredigt, auch das evangelium angehaben: Hans Diltrich.“ Somit hat also die geordnete Einführung einer regelmäßigen evangelischen Predigt an der Nicolaikirche am 21. September 1524 stattgefunden. Vom 1. Januar 1525 an hat dann Johannes von Troppau zu Brieg das Evangelium „in schwungk brocht“, ungehindert durch Verwaltungsgeschäfte und mit einer Arbeitsfrische, die ihn später befähigte, nach seiner Berufung durch Markgraf Georg von Ansbach an die Hauptstadt Jägendorf, dort täglich zu predigen (seit 1529). In Brieg wurde Nicolaus Zeidler aus Breslau sein Nachfolger. Also erst ein halbes Jahr nach Erlaß des herzoglichen Mandates, am 1. Januar 1525, hat der erste als evangelischer Prediger berufene Geistliche seinen Einzug in die Stadtpfarrkirche gehalten. Aber schon viel früher ist zu Brieg evangelisch gepredigt worden; man wird unbedenklich sagen können: schon seit Anfang 1520 durch Johannes Ditterich. Dieser blieb unvermählt; aber die anderen drei oben genannten evangelischen Geistlichen sind Begründer des protestantischen Pfarrhauses in Brieg geworden. Wolfgang Heinrich reichte am 15. Mai 1526 der Elisabeth von Bogarell seine Hand, der Schwester des Hans von Bogarell auf Michelau, eines der angesehensten Männer des Herzogs; und am 31. Mai feierten Franz Helwig sowohl wie Johannes von Troppau in der Stadtpfarrkirche ihre Hochzeit — gewiß ein Zeugnis enger Freundschaft zwischen diesen beiden. Der *vir doctus et probus* Johannes Ditterich hat sein intensives, geräuschloses Wirken in seiner Vaterstadt (man wird dabei an Kolosser 3, 3 f. erinnern) bis zum 15. Juli 1530 fortgesetzt. Als der Stadtschreiber und Notar Valentin Wahl seinen Tod in das Stadtbuch eintrug, geschah dies — das einzige Mal in den dreißig Jahren seiner sonst lakonisch-trockenen Berichterstattung — in gehobener, feierlicher Form und mit persönlichem Akzent. Er nennt ihn „den mir viel Lieben am Dom, dessen Seele in glücklichem Frieden ruhen möge.“ (Vgl. Nieländer, Die Pflasterbibliothek des Brieger Gymnasiums und ihre bemerkenswerten Schätze in der

Brieger Zeitung 1922 Nr. 69, 73, 75. — Adolf Schaub, Die Anfänge der evangelischen Predigt in Brieg in den Beiblättern zur Brieger Zeitung vom Sonntag, den 13. Juli 1924, und Sonnabend, den 18. Juli 1924. — Nieländer, Die Einführung der evangelischen Predigt in Brieg vor 400 Jahren, in der Brieger Zeitung vom 21. September 1924 (Nr. 223).

5. Dialektdichtung und Kunstpoesie in der spätreformatorischen schlesischen Kirche. Wie in neuerer Zeit volkstümlich begabte Pastoren, z. B. Pfarrer Schulz in Jordansmühl, für ihre Gemeinden kirchliche Schauspiele dichteten, deren Aufführung jung und alt aller Stände lebendig zusammenhielt, so haben schon seit dem Ende des Reformationsjahrhunderts manche schlesische Geistliche mit Glück versucht, neben der Kanzelpredigt und der Erbauungslektüre durch die kirchliche Volksbühne populär zu wirken. Als besonderes Reizmittel wurde dabei die Einfügung von Szenen im Heimatdialekt angewandt. Schon Bartel Stein läßt erkennen, daß die Schlesier die heimische Mundart liebten. Im XXVI. Bande der Mitteilungen der Schles. Gesellschaft für Volkskunde (1925) behandelt Walter Günther in sprachlichem Interesse die „Quellen der schlesischen Mundart bis auf Holtei“. Von 1586 an läßt sich die literarische Verwertung des schlesischen Dialekts nachweisen. Zufällig wurde in demselben Jahr Martin Behm (Behemb) Oberpfarrer in seiner Vaterstadt Lauban, und er mag schon damals mit der Dichtung seine Volksdramen begonnen haben, deren mehrere 1618 im Druck erschienen. In den Stücken „Vom verlorenen Sohn“, „Tobias“, „Judith und Holofernes“ läßt er Bauern auftreten, die in oberlausitzisch-schlesischer Mundart sprechen. Bisher war wenig bekannt, daß dieser beliebte Erbauungsschriftsteller, dessen Lieder Nr. 47, 443, 455, 518 unseres Provinzialgesangbuchs die Gabe wirkungsvoller Gedrungeneheit der Sprache zeigen, nach dieser Richtung tätig war. Freilich fehlt der Nachweis, daß seine Dramen wirklich aufgeführt wurden; aber die Erinnerung an Andreas Gryphius (geb. 1616) macht es wahrscheinlich. Sogar die apo-
logetische Schrift gegen die Angriffe des Angelus Silesius auf den Protestantismus wohl nur zum Lesen bestimmt: das Gespräch dreier Personen „Ueber Dr. Schöfflers . . . Lügen“. Hier redet ein Bauer in der Kräutermundart. Immerhin suchte der theologische Verteidiger des Protestantismus in dieser populären Form auf das Volk zu wirken. 1676 ließ der in Köben geborene Sohn des Kirchenlieder-

dichters, Ephraim Hermann, zu Großglogau sein Drama „Goldenes Bließ der Tugend“ drucken, in welchem die Dialektdichtung einen erheblichen Platz einnimmt. — Raum läßt sich ein größerer Kontrast denken, als der zwischen dem Bemühen, dem Volk ans Herz zu kommen, indem man auf seinen Mund sieht, und dem künstlich ausgeflügelten chronologischen Akrostichon, das dem ungewohnten Entzifferer fast ebenso große Schwierigkeiten bereitet, wie der darin geübte Verfasser hatte. War dieser jedoch ein wirklicher Dichter, so verfehlt die epigrammatische Form die Wirkung nicht. Dem Oberchlesier Apelles von Löwenstern läßt sich dichterische wie musikalische Begabung nicht absprechen. D. Georg Hoffmann hat in dem oben zitierten Aufsatz (Schles. Zeitung vom 2. August 1925) seine Entdeckung von zwei Akrostichen mitgeteilt. 1628 war die Bernhardikirche schwer durch Feuer versehrt. Da kam ihr 1641 Matthäus Apelles von Löwenstern zu Hilfe durch Stiftung einer Orgel und eines Chors bei dem Altarraum. Die Chronostichen über zwei dahin führenden Türen ergeben dieselbe Jahreszahl 1641. Das eine lautet: Non nisi per Christum, solus qui janna vitae, Itur in aetherei caelica tecta chori (Nur durch Christus als einzige Tür zum ewigen Leben, Geht man zum Himmelshaus ein und zum ätherischen Chor). Ebenso ergibt ein zweites Akrostichon über der anderen Tür dieselbe Jahreszahl: Tu via, tu scala es, tu janua, Christe, Ad patrii ducens celsa theatra chori (Du bist der Weg, die Leiter, die Tür, o Christe, du führst uns Zu deines Vaters Chor und zum erhabensten Schaan). Der Verfasser ist durch die Anfangsbuchstaben seines Namens sichergestellt. Diese Türen mit ihren Inschriften, zusammengenommen mit jenen Dialektdichtungen, bilden ein Zeugnis für das mannigfaltige Bildungstreiben des damaligen schlesischen Protestantismus. Sie reden auch gegen die Anklagen des Angelus Silesius, der Schwendfelder und Böhmisten, als habe damals ein merktotes, liebeleeres Mauerfirchentum in „Babel“ geherrscht, das Gott durch die Türkenkriege bestrafen mußte.

6. „Jakob Boehme. Die Gedenkgabe der Stadt Görlitz zu seinem 300jährigen Todestag, herausgegeben von Richard Fecht,“ Görlitz 1924, bringt die eingehendste, streng methodische Untersuchung und Darstellung der Lebensumstände Jakob Boehmes, die fortan als grundlegend zu gelten hat. 66 Jahre lang (seit Hermann Fechner) hat die Quellenforschung über die Biographie des Theosophen fast ganz geruht, so viel man auch seine Lehre behandelt hat.

Seitdem ist das Görlitzer Ratsarchiv geordnet. In der Hauptsache ergibt sich jetzt folgendes Bild: J. B. ist 1575, vor dem 15. Oktober, in Nieder-Mt-Seidenberg dicht an der böhmischen Grenze geboren, wo sein Vater ein mittelgroßes Bauerngut befaß, auch Kirchenvorsteher und Gerichtschöppe war. Der Knabe wird in der Wirtschaft geholfen, auch das Vieh gehütet haben; daß er dabei bis auf die ferne Landeskronen gelangt und dort mit einer Vision begnadet sei, kann nur Legende sein. Er zeigte sich zu schwächlich für die Bauernarbeit, deshalb kam er zu einem Schuhmacher in die Lehre. Weitere zuverlässige Nachrichten fehlen bis 1599, da er zu Görlitz Meister, Bürger und Chemann wurde. Die Trauungsurkunde ist Seite 14 abgedruckt. Der Ehe entstammten vier Söhne, Töchter hat er nicht gehabt. Die aus Taufbüchern dafür beigebrachten Nachrichten beziehen sich auf Kinder des gleichzeitigen Görlitzer Gerbers Jakob Böhme. Damit fallen manche Kombinationen hin. Zwölf Jahre lang hat das Handwerk unsern Schuster reichlich ernährt, er war eifriges Mitglied seiner Innung, wählte seinen Umgang und die Paten seiner Kinder unter Leuten seines Standes und bewohnte ein eigenes Haus, das Seite 74 abgebildet ist. 1608 werden seine beiden ältesten Söhne im Alter von 8 und 6 Jahren in der Görlitzer Gymnasialmatrikel als Teilnehmer am Gregoriusfeste, nicht unter den *pauperes*, sondern als *locupletiores*, erwähnt. 1610 kaufte er ein neues Haus am Zusammenstoß zweier Straßen bei der Reißbrücke. Es ist längst verschwunden. Die aus Geschäftsrücksichten gewählte Lage wurde für das Leben des Besitzers wichtig, weil der früheste Verehrer der Böhmeschen Theosophie, Karl Ender von Sercha zu Leopoldshain, einem Dorf eine Stunde östlich von Görlitz, hier vorbeikam auf dem Weg in die Stadt. Der dem Schwendfeldertum zugeneigte, fein gebildete, weit gereiste Mann entdeckte in dem schlichten Schuster einen ungewöhnlichen Geist. 1612 hatte dieser die Niederschrift seines Erstlingswerks, der *Murora*, begonnen; 1613 überließ er es unvollendet dem Gutsherrn; dieser schrieb es ab, es entstanden mehrere Kopien. Eine davon fiel in die Hände des Primarius an der Görlitzer Stadtkirche. Er denunzierte seinen treuen Kirchgänger bei dem Rat. Dies für moderne Menschen unerhörte Vorgehen wird etwas verständlicher durch die damalige Gepflogenheit, den Pastoren die Pflicht der Disziplin aufzubürden, wie der Oberpfarrer 1612 auch den gelehrten Schulrektor Dornavius öffentlich bitter tadelte, als dieser wegen der Pest nach Sprottau flüchtete. Aber diesmal war

sein Vorgehen nicht bloß lieblos und unüberlegt, sondern höchst unlauter. Das ergibt sich aus der kriechenden Schmeichelei, mit der er im Mai 1614 dem Karl Ender eine Schrift widmete. Über die Verhandlungen vor dem Rat am 26. Juli 1612 haben wir glücklicherweise einen Bericht in dem Tagebuch des berühmten damaligen Bürgermeisters Bartholomäus Scultetus. Schließlich ließ sich Jakob Böhme von: Richter das Versprechen abzwängen, „nicht mehr also zu schreiben“. Bis 1618 hat er es zu halten vermocht. Dann aber führten die fortgesetzten Schmähungen des „Hohenpriesters“, das Zureden der sich vermehrenden hochgebildeten Freunde und vor allem der unausrottbare innere Geistesdrang zu jener staunenswerten Fülle originaler Produktionen der letzten sechs Lebensjahre des Theosophen. Recht hat sich nicht bloß hohes Verdienst erworben durch die wohl nur ihm mögliche Schilderung der städtischen Umwelt, die Jakob Böhme umgab, durch die Nachrichten über den Freundeskreis und eine detaillierte Würdigung auch der besseren Seiten Richters: er hat auch manche Legenden kritisch zerstört und auf ihren Kern zurückgeführt. Vor allem die Überlieferung, als habe ein Sohn Richters die Thorner Ausgabe der Böhme-Schriften verfaßt. Ein Autograph der Bücher des Theosophen aufzutreiben ist auch Rechts Forschereifer nicht gelungen. — Auf Seite 77—129 des Gedächtnisbuches liefert Studienrat Felix Voigt „Beiträge zum Verständnis Jakob Böhmes“. Ihr volkspychologischer und ideengeschichtlicher Inhalt hat zur Kirchengeschichte weniger Beziehungen. Der erste Abschnitt handelt vom „mystischen Grundcharakter Ostmittelddeutschlands“, dann folgt ein Kapitel über das geistige Leben in der Heimat Jakob Böhmes. Ein drittes erörtert die Unterschiede von Theosophie und Mystik. Das vierte gibt eine Auslese „Aus Böhmes Gedankenwelt“. Soviel ich sehe, interpretiert er diese Theosophie als einen im Grunde konsequenten Monismus und inkonsequenten Determinismus. Die Arbeit Voigts erscheint als anregend durch zahlreiche moderne Parallelen.

6 b) Lic. Heinrich Bornkamm, Privatdozent der Kirchengeschichte in Tübingen, „Luther und Böhme“ (Arbeiten zur Kirchengeschichte, herausgegeben von Karl Holl und Hans Lietzmann. 2. Bonn 1925). In eine Antipodenwelt kann sich versetzt glauben, wer von Felix Voigt zu Bornkamm's Buch kommt. Dort eine Fülle von Beziehungen von der Dominikanermystik bis zu Ibsen und den Gebrüdern Hauptmann, hier eine konstruierende Methode, die auch den

widerstrebenden Leser fesselt und nicht losläßt. Ihre Kraft kommt aus der Vertiefung in das eigentlich religiöse Moment Jakob Böhmes. Der Verfasser hat nach dem Vorgang von Hankamer (Jakob Böhme 1924), doch unabhängig von ihm, die allmähliche Überwindung des Pantheismus bei dem Theosophen erkannt und scharfsinnig nachgewiesen. Ebenso die Zusammenstimmungen mit Luther in der von Erich Seeberg eingeschlagenen Bahn. Bei Felix Voigt kommt es fast darauf hinaus, als entstamme Böhmes Freiheitslehre seinem Widerstreben gegen den Calvinismus. Bornkamm zeigt die Analogie des deus absconditus Luthers mit dem Voluntarismus des Böhmeschen „Angrundes“. Weitreichend für die Erkenntnis des Gegensatzes zwischen dem von Fecht vorzüglich geschilderten gelehrthumanistischen Görlitzer Kirchentum und der Böhmeschen Lehre erscheint mir, was Bornkamm S. 237 auseinandersetzt. Böhme habe durch Vermittelung der Schwärmer und Mystiker des 16. Jahrhunderts ein Stück von Luther aufgenommen, das Melanchthon und der kirchlichen Lehre fast verloren gegangen war (die enge Verbindung des Christus für uns mit dem Christus in uns). Schließlich sei hier nur noch auf den 3. Abschnitt des 2. Teils hingewiesen, der von „Gemeinschaft und Kirche“ handelt, wobei auch seine Toleranzidee auf ihre religiös-ethische Wurzel zurückgeführt wird (vgl. Joh. Kühn, Toleranz und Offenbarung, 1923, S. 309 ff.). Der protestantische Charakter der Böhmeschen Mystik und der christliche dieser Theosophie ist von Bornkamm nachgewiesen.

7. Zu M. Gottlob Kluge und Erato von Krafftheim. In den Nachrichten der Schulgemeinde des Schweidnitzer Gymnasiums von April 1925 handelt Professor Dr. Georg Bülow über ein „Originalmanuskript“ Luthers, das unten auf seiner zweiten Seite folgende Notiz trägt: „Dieses Schreiben ist aus denen nachgelassenen Schriften des verewigten Schulen Inspektor Pastor Primarii Magister Herrn Gottlob Kluge in Neumark (!) in Schlesien in meine Hände, als seinem Schwieger Sohne, welcher des Verewigten jüngste Tochter zur Frau hat, gekommen. Da ich nun als Besitzer dieses Briefes bin ersucht worden, solchen der Schul Bibliothek zu Schweidnitz zur Aufbewahrung zu übergeben: so geschieht solches unter dem besten Zutrauen der größten Werthschätzung. Jauer den 20. Decbr. 1804. Benjamin Traugott Gaemke, Kaufmann.“ Im 5. Bande unseres Correspondenzblattes (1897) Seite 83—111 hat Pastor Scholz in Koiskau eine dankenswerte Abhand-

lung über M. Gottlob Kluge (in Neumarkt 1715 geb., dort 1771 als Primarius gest.) veröffentlicht, die nach vielen Seiten jedoch ergänzungsbedürftig erscheint. So erfahren wir dort auch nichts über Kluges Nachkommen. Der oben genannte Brief Luthers ist datiert Montags nach Jubilate 1541 und „an den gestrengen ehrnvesten erbarn fürsichtigen Herrn Hauptmann vnd Rat der Stad Breslaw meinen guenstigen lieben Herrn und freund“ gerichtet. Das Schreiben enthält eine in der unnachahmlichen Art des Reformators — (Dr. Bülow würdigt es a. a. O. nach seiner sprachlichen Seite) — die anerkennende warmherzige Empfehlung eines M. Johannes Krafft, den er gern als Prediger im kirchlichen Amt sähe; aber seine Complexion sei zu schwach, derhalben er ihm zu der Medicina geraten. Der Rat möge das ihm 6 Jahre lang gewährte Stipendium von 20 fl. aufbessern, zum mindesten aber ihn der Verpflichtung für das bisher empfangene Geld entheben. Daß es sich hier um den berühmten Leibarzt dreier Kaiser handelt, Crato von Krafftheim (geb. 1519 in Breslau, dort gest. 1585) war mir gleich klar; durch Beratung des Prof. D. Dr. Drescher gelang es, bei Enders = Kauerau Luthers Briefwechsel XV, 1914 Seite 140 f. den Abdruck aufzufinden. Das Datum des Schreibens ist in dem Schweidnitzer Exemplar nämlich falsch. Krafft wurde erst 1542 Magister. Das richtige Jahr bietet die Monausche Sammlung in Paris, St. Geniève 1456, Blatt 510. Sie führt auf den 16. April 1543. Dazu stimmt auch die lezenswerte Antwort des Breslauer Rats, Enders = Kauerau, Seite 161, Nr. 3278, nach der Abschrift des Professor Dr. Wendt aus dem Breslauer Stadtarchiv. Nun könnte Luther sich verschrieben und Monau ihn korrigiert haben; aber es bleibt zunächst sehr fraglich, ob Kluge das Autograph besaß. —

8. Johann Caspar Arletius, der Rektor des Breslauer Elisabethgymnasiums, war einer der tüchtigsten schlesischen Gelehrten und Schulmänner des achtzehnten Jahrhunderts. Sein jetziger Amtsnachfolger Dr. Franz Wiedemann schildert in der Unterhaltungsbeilage zur Schles. Zeitung vom 14. Sept. 1925 seinen Bildungsgang, seine Leistungen und sein Wesen. Arletius war ein Vertreter der alten Zeit, auch in seiner kirchlichen Frömmigkeit. Friedrich der Große, der die humanistische Bildung weit höher schätzte als die damals vordringende realistische, hat sich oft und gern über das klassische Altertum mit ihm unterhalten, augenscheinlich froh, „die Einsamkeit der Könige“

einmal vergessen zu können. Wie Arletius an ihm hing, zeigte sein Lebensende. Am 24. Januar 1784 hatte er wie immer sein Tagewerk beendet und den Geburtstag seines Königs mit stillem Gebet gefeiert. Am folgenden Tage fand man ihn entseelt auf seinem Lager, wie wenn er schlummerte. 15 000 Taler stiftete der Chelose als Heiratslegat für die Töchter Elisabethanischer Lehrer. Befragt, wie er bei farger Schularbeit soviel habe erübrigen können, entgegnete Arletius selbstbewußt: *Per coelibatum et parsimoniam.* Es ist erfreulich, daß dem Gedächtnis des trefflichen Mannes der Name einer Breslauer Straße gewidmet ist.

9. a) Vorführungen aus der Schlesiſchen Kirchengeschichte in Bild und Wort. „Begriffe ohne Anschauungen sind leer; Anschauungen ohne Begriffe sind blind.“ Diese berühmten Worte Kants finden ihre Anwendung auch in dem kleinen Gebiet der Schlesiſchen Kirchengeschichte: das leere Fachwerk historischer Daten wird ausgefüllt, wenn anschauliche Bilder dem Auge erscheinen; aber ohne begriffliche Erläuterung können sie allein den Geist nicht erhellen. Deshalb ist es nötig, daß die auf der letzten Mitgliederversammlung mit Beifall begrüßten 148 Lichtbilder, die den Gemeinden vorgeführt werden sollen, begrifflich erklärt werden. Das muß im Zusammenhang geschehen, um die Gefahr zu vermeiden, daß die Bilder kaleidoskopartig an dem weniger Unterrichteten vorübergehen und dadurch verwirrend wirken. Pastor Herbert Meyer in Pleß und Lic. Eberlein in Kupferberg haben sich bemüht eine innere Einheit aus der Vielheit herzustellen. Im Dresdener Filmdienst-Verlag sind ihre Erläuterungen auf etwa 10 Bogen gr. 8° erschienen. Sie tragen den Titel „Schlesiſche Kirchengeschichte“, um den Irrtum zu vermeiden, als sollten die einzelnen Stücke den Zuschauern bei den Aufnahmen bloß vorgelesen werden. Sie wollen dem Vortragenden zum vorbereitenden Studium dienen und erfüllen diesen Zweck durch die Anregungen, die sie bieten.

9. b) Im Herbst wird eine Lichtbilderſerie „400 Jahre evangelischer Kirchbau in Schlesiſien“ zur Verfügung stehen, welche von Pastor Dr. Wiefenhütter in Verbindung mit dem Evangelischen Preßverband für Schlesiſien hergestellt ist. Auch in Buchform soll dasselbe Thema behandelt werden.